



ULF SCHIEWE

Das Schwert des
Normannen

ROMAN



KNAUR *

ULF SCHIEWE

Das Schwert des
Normannen

ROMAN

KNAUR 

Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de



Originalausgabe Oktober 2013

Knaur Taschenbuch

Copyright © 2013 by Knaur Taschenbuch.

Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt

Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München.

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Redaktion: Kerstin von Dobschütz

Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Umschlagabbildung: FinePic®, München

Karte: Computerkartographie Carrle

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-426-51316-3

2 4 5 3 I

INHALT

Die Flucht	9
Der Wolf der Abruzzen	31
Ankunft in Melfi	63
Die Hochzeit	81
Wegelagerer	111
Monte Gargano	146
Drogos Zorn	172
Der Statthalter von Bisignano	203
Unruhe in Melfi	236
Tödliche Verschwörung	263
Der neue Mann	279
Onfrois Kundschafter	303
Civitate	327
Die Entscheidung	351
Epilog	385
Nachwort des Autors	395



DIE FLUCHT

In der Nacht fielen Bewaffnete über unser Dorf her, sprangen von den Pferden und warfen Brände auf die strohgedeckten Hütten.

Manches, was dann geschah, sehe ich noch in allzu schrecklicher Deutlichkeit vor mir, vieles dagegen nur schemenhaft, denn ich war nicht mehr als ein Dreikäsehoch von vielleicht fünf Jahren. Ich muss bei meiner Mutter gelegen haben. Die Wärme ihres weichen Leibes und ihr schwacher Geruch von Milchbrei und Herdfeuer sind mir als Letztes in Erinnerung geblieben. Und natürlich, wie sie starb.

Beim ersten Gebrüll war sie hochgefahren und hatte gelauscht. Doch bevor sie mich an sich reißen und flüchten konnte, wurde die Tür eingetreten. Zwei Kerle drängten lärmend unter dem niedrigen Türbalken ins Innere der Hütte. Vor dem flackernden Feuerschein draußen wirkten ihre dunklen Gestalten wie Dämonen aus dem Höllenreich. Lange Schwertklingen blitzten in den Fäusten, suchten nach Gegnern. Dann bemerkten sie die schlanke Form meiner Mutter, die sich zitternd erhoben hatte, während ich mich an ihren Hemdzipfel klammerte.

Sie tauschten einen grinsenden Blick aus, bevor sie meine Mutter packten und in die Knie zwangen. Mit einem Ruck rissen sie ihr das dünne Leinenhemd vom Leib und starrten

gierig auf ihre nackten Brüste. Mich kegelte ein Fußtritt zwischen die Töpfe und Pfannen an der Kochstelle.

Rücklings warfen sie meine Mutter auf das Lager, einer hielt sie fest, während der andere sich entblößte und auf sie stürzte. Sie kreischte wie besessen, suchte sich ihnen zu entwinden. Doch die Männer lachten nur über ihre vergebliche Mühe. Noch immer habe ich den nackten Hintern des Kerls vor Augen, der als Erster in sie eindrang, und bekomme Gänsehaut bei der Erinnerung an ihre spitzen Schreie. Es dauerte nicht lange, da war der andere an der Reihe. Noch einmal versuchte sie, sich zu wehren. Da wurden die Kerle wütend und schlugen auf sie ein, bis ihr Widerstand erlahmte und ich sie nur noch ächzen und wimmern hörte.

Schlimmer noch war die plötzliche Stille, die dann folgte, so unerträglich, dass ich mich mit einem Schrei gegen den Mann warf, der noch auf ihr lag, und ihm ein Küchenmesser ins Bein ramnte. Gewiss nicht tief, dazu fehlte mir die Kraft, doch genug, dass er brüllend nach mir trat, von meiner Mutter abließ und sein Schwert vom Boden hob. Fast träge holte er aus und hätte mich mit einem Hieb in Stücke gehauen, wären da nicht zwei eiserne Fäuste gewesen, die mich von hinten packten und außer Reichweite rissen.

»Nicht den Jungen, ihr Schwachköpfe«, hörte ich eine tiefe Stimme. »Wegen dem sind wir doch nicht hier. Und hört auf, euch wie Säue zu benehmen.«

Ich strampelte wie wild und schrie nach meiner Mutter. Die beiden Schänder zogen beschämt ihre Beinkleider hoch. Sie selbst lag mit stierem Blick auf dem zerwühlten Lager und rührte sich nicht mehr.

»Verdammte Scheiße«, hörte ich meinen Retter bei dem Anblick murmeln, bevor er sie anherrschte. »Durchsucht alles nach Brauchbarem. Und dann raus hier.«

Er klemmte sich meinen kleinen Körper unter den Arm und zwängte sich durch die niedrige Tür. Einen letzten Blick auf die gebrochene Gestalt meiner Mutter konnte ich noch erhaschen, dann war sie für immer aus meinem Leben verschwunden.

Mein Schreien und Treten führte nur dazu, dass ich kurzerhand am Arm über den Erdboden aus der Hütte geschleift wurde. Draußen war der Anblick kaum besser. Brennende Dächer, vom Wind zu lodernder Brunst gefächelt, warfen ihren roten Schein auf ein paar Leichen, die auf dem Dorfplatz lagen. Hühner und Gänse stoben panisch davon, während die Krieger das Vieh zusammentrieben. Zwei heulende Mädchen, fast Kinder noch, wurden an Händen und Füßen gefesselt und wie Mehlsäcke auf einen der Gäule geworfen. Die übrigen Dörfler standen halbnackt und zitternd im kalten Nachtwind und schauten fassungslos zu, wie ihr Dorf niederbrannte.

Der Mann, der mich aus der Hütte gezerrt hatte, hob mich hoch und starrte mir ins tränennasse Gesicht. Ein Hüne von einem Kerl, wenn auch noch jung. Schlank war er und doch muskulös mit massigen Schultern, gutausgehend auf eine kantige Art, mit tiefliegenden Augen und blonden Strähnen, die sein Gesicht umwehten. Ich hasste ihn und versuchte, ihm ins Gesicht zu spucken.

»Nun gib endlich Ruhe, du kleiner Strolch«, lachte er, wobei seine Zähne im Feuerschein blitzten. »Sonst lass ich dich binden wie die Mägde da drüben.«

Er setzte mich vorsichtig auf die Füße, hielt mich aber fest am Nacken, während er Befehl zum Aufbruch gab. Später sollte ich mich noch oft an diese erste Begegnung mit Robert de Hauteville erinnern, den man das Schlitzohr nannte, Robert Guiscard.

*

Von dem langen Ritt ist mir wenig im Gedächtnis geblieben, außer dass Robert mich zu sich aufs Pferd setzte, dass die Nachtluft bitterkalt war und dass ich die meiste Zeit still vor mich hin weinte. Irgendwann musste ich eingenickt sein, denn meine nächste Erinnerung ist die an eine große Frau, die mich, fest an ihren üppigen Busen gedrückt, frühmorgens ins Haus trug, in Decken hüllte und an den warmen Herd setzte. Dabei schimpfte sie ausgiebig über die Herzlosigkeit ihres Männervolkes.

Sie hieß Fressenda, war Roberts Mutter und ein ansehnliches Weib von gutem Normannenblut, breiten Hüften und Haaren so gelb wie reifes Korn. Eine Frau, die zupacken konnte, wie ich bald erfahren sollte, die mit Verstand und einer scharfen Zunge gesegnet war, unter der sich selbst Roberts Vater duckte, wenn sie ihn damit geißelte. Ihrem Tancred de Hauteville, nun schon Mitte fünfzig, war sie ein gutes Weib. Um ihn und die zwölf Söhne kümmerte sie sich ebenso hingebungsvoll wie um die Knechte und Mägde der Burg und um die Bauern aus dem Dorf. Sie hatte ein Herz groß genug für alle, selbst für mich fand sich noch ein Plätzchen darin.

»Wie heißt du?«, fragte sie mich.

Noch voller Furcht und Hass, wollte ich ihr nicht einmal ins Gesicht sehen, geschweige denn antworten. Sie machte sich nichts daraus, flößte mir heiße Milch mit Honig ein und rieb mir die Füße warm. Dabei redete sie unablässig und schalt mich sanft, als wäre ich ein dummer kleiner Junge, der aus Unvernunft in den Dorfteich gefallen war.

»Brynjarr«, murmelte ich nach einer Weile widerwillig.

»Was?«

»Brynjarr.«

»Heißt du so?«

Ich nickte finster und wischte mir die Nase.

»Mag ich nicht«, sagte sie. »Das kriegt ja keiner über die Lippen. Bestimmt so ein Piratename.«

Piraten waren für sie alle Seefahrer aus dem Norden, die mit ihren Schiffen an die Küste kamen, um Handel zu treiben, und nicht selten, um zu plündern. Dabei vergaß sie gern, dass sie selbst von solchen Leuten abstammte.

Sie überlegte einen Augenblick. »Wir hatten einen Knecht hier, weißt du. Ein guter Kerl. Der ist vor einer Weile gestorben. Und der hieß Gilbert. Ich werde dich nach ihm benennen. Das passt besser zu dir. Bist du eigentlich getauft?«

Ich sah sie nur mit großen Augen an.

»Ach, und selbst wenn ...«, meinte sie und zuckte mit den Schultern. »Dann taufen wir dich eben noch mal.«

Und so wurde aus mir Gilbert. Obwohl ich meinen richtigen Namen all die Jahre nicht vergessen habe, denn er ist das Einzige, das mich noch mit meiner Kindheit und meiner Mutter verbindet. Doch Gilbert ist ein rechter Normannenname, und ich bin nicht unzufrieden damit.

Es sollten zwölf Jahre werden, die ich auf dem Besitz der Hautevilles verbrachte. Fressenda ließ mich mit der Zeit meinen Hass vergessen und wurde so etwas wie eine zweite Mutter. Nicht, dass ich verwöhnt wurde. Die Ländereien der Hautevilles waren nicht besonders ausgedehnt und das Leben wenig üppig. Zu viele Mäuler mussten gestopft werden. Anfänglich durfte ich die Gänse hüten, später die Schweine. Daher mein Spitzname, Gilbert Porchon, der Schweinehirt.

Die Schweine wären mir fast zum Verhängnis geworden, als ich mich zum ersten Mal in den Koben wagte. Ich wollte gerade eines der neugeborenen Ferkel auf den Arm nehmen, als mich die Sau anfiel, von den Beinen riss und sich wütend in mich verbiss. Fressenda packte mich am Kragen und zerrte

mich außer Reichweite, bevor das Tier mich umbringen konnte. Die Narbe auf meiner Wange ist bis heute sichtbar.

Fressenda duldete keine Müßiggänger. Da war ich keine Ausnahme. Doch mein Vorrecht gegenüber den Knechten war, dass ich von ihr wie ein Sohn behandelt wurde und mit den Herrschaften am gleichen Tisch essen durfte. Manchmal steckte sie mir heimlich ein Stück Wurst zu und nannte mich ihren hübschen Piratenbub. Und vor dem Osterfest der Christen, wenn sie allen Männern der Familie der Reihe nach die Haare schnitt, durfte auch ich nicht fehlen.

Nach einer Weile gewöhnte ich mich an mein neues Leben und verlor selbst vor Robert meine Angst. Er hatte oft ein gutes Wort für mich, nahm mich sogar gelegentlich auf einen Ausritt mit. Gewiss nicht aus Reue, denn das hätte nicht seinem Wesen entsprochen. Aber die Männer, die meine Mutter umgebracht hatten, sah ich nie wieder.

Burg und Dorf von Hauteville lagen auf einem sanften Hügel, der das flache Land nach allen Seiten hin überblickte. Es gab viel Wald in der Gegend, und da das Roden eine ziemliche Schinderei ist, waren die Ackerflächen begrenzt. Von den Hütten des Dorfes umgeben, ragte ein klobiger, düsterer Turm in die Höhe. Er war das einzige Gemäuer aus Stein. Der Rest, ein großes Herrenhaus, Stallungen, Schmiede und Backhaus, war aus Holzstämmen gefügt und das Ganze von Graben und Palisaden umgeben. Keine Befestigung, die einem entschlossenen Angriff standgehalten hätte.

Doch die Stärke der Sippe war nicht die Burg, sondern ihre Männer. An Tancreds Seite standen kampferfahrene Söhne, blonde Riesen, mit denen nicht gut Kirschen essen war. Da war Serlo, der Besonnene und mit dreißig der Älteste. Nach ihm Williame, eine Urgewalt mit dem Kreuz eines Ochsen. Dann Drogo, Onfroi und Godefroi. Diese fünf waren Muriel-

las Brut, so hatte Tancreds erste Frau geheißten. Von ihr stammte auch eine Tochter, die ich nie zu Gesicht bekam, denn sie war mit einem Edelmann im fernen Rouen verheiratet. Für sie hatte Tancred mit Mühe eine Mitgift zusammengekratzt. Den Söhnen dagegen konnte er nichts geben, um eine Familie zu gründen.

Nach Muriellas Tod hatte Tancred wieder geheiratet und hätte es mit Fressenda nicht besser treffen können. Mit seinen zwanzig Jahren war Robert, mein Entführer, ihr Ältester, gefolgt von Mager, Guillerme, Aubrey, Tancred, Humbert und Roger. Letztere waren in etwa meinem Alter. Dazu ein Töchterchen, das noch in den Windeln lag.

Natürlich gab es oft Reibereien zwischen den Stiefbrüdern, aber Fressenda machte keinen Unterschied zwischen ihnen. Es waren alles ihre Kinder. Auch ich gehörte jetzt dazu. Obwohl sie mich geraubt hatten, waren die Hautevilles bald meine Familie geworden, auch wenn die Jüngeren der Brüder mich oft hänselten und mich *porchon* riefen, um mich zu ärgern. Nur Roger tat das nicht. Wahrscheinlich habe ich ihn deshalb mein Lebtag lang geliebt.

Die beiden jungen Mädchen, die sie mit mir verschleppt hatten, mussten in der Küche arbeiten. Eine von ihnen wurde schwanger und bald darauf an einen Bauern verkuppelt. Die andere lief eines Tages fort. Die Männer ritten aus, um sie zu fangen. Was dabei aus ihr geworden ist, weiß ich nicht. Jedenfalls wurde sie nicht mehr erwähnt.

Seit unser Normannenherzog Willieme seine Macht festigen konnte, sind Kleinkriege, Blutfehden und Raubzüge im Land seltener geworden. Damals, in jenen unruhigen Zeiten, waren solche Dinge jedoch nichts Ungewöhnliches. Und die Brüder Hauteville schienen oft ihre Finger in blutigen Geschäften zu haben, denn für Geld liehen sie ihr Schwert an jeden, der zah-

len konnte. Fressenda behagte dies nicht, aber was sie heimbrachten, half, den Kochtopf zu füllen, wenn die Ernten schlecht waren.

Trotz seiner Jugend wurde Robert auch von den älteren Stiefbrüdern mit einer gewissen Achtung behandelt, denn er hatte seit jeher einen schlaun Kopf, daher sein Spitzname Guiscard. Warum er ausgerechnet mich geraubt hatte, darüber wurde lange Zeit nicht gesprochen. Bis zu jenem langen Winterabend, ich war inzwischen zehn Jahre alt, Roger neun. Draußen lag Schnee, die Mägde hatten die Tafel abgeräumt, und alles scharte sich um das große Feuer an der Rückwand der Halle. Die älteren Brüder tranken Bier und würfelten. Fressenda war in eine Decke gehüllt und wärmte ihre Füße an einem erhitzten Stein. Auch Tancred hatte sich ein Schaffell um die Schultern gelegt. Wir Knaben brieten Äpfel am Feuer.

»Erzähl von früher, Vater«, bettelte Roger.

»Nicht schon wieder«, stöhnten die Älteren.

»Doch, Vater, bitte.«

Wenn Tancred etwas gut konnte, dann war es Geschichten erzählen. Je nach Bedarf konnte seine Stimme schmeicheln oder donnern. Und überhaupt, seine ganze Erscheinung gab den Sagen und Legenden ihren besonderen Zauber, denn die weiße Löwenmähne um das wettergegerbte Gesicht ließ ihn wie Göttervater Thor persönlich erscheinen. Seine knallblauen Augen blinzelten verschmitzt, wenn es lustig wurde. Und das war nicht selten.

»Also gut, Jungs.« Er räusperte sich und warf den Hühnerknochen ins Feuer, an dem er genagt hatte. »Dann will ich euch heute erzählen, wie wir Normannen ins Land kamen.«

In Erwartung rückten wir enger zusammen.

»Ihr wisst, dass unsere Vorfahren aus dem hohen Norden kamen, aus dem Land der Fjorde und schneebedeckten Berge.

Manche auch von den Inseln weit draußen im Meer, die man Orkneys nennt. Auf schnellen Drachenschiffen sind sie die Flüsse hinaufgefahren, haben gekämpft und Beute gemacht. Gold, Bernstein und Silber brachten sie heim zu ihren Weibern. Weder vor Sturm noch Schlachtgetümmel fürchteten sie sich, denn die Freuden Walhalls warteten auf die Tapferen, und einen rechten Kerl konnte man an der Zahl der Silberringe erkennen, die seine Arme schmückten.«

»Seeräuber«, murkte Fressenda. Für Walhall und die alten Götter hatte sie wenig übrig.

Doch wir achteten nicht auf sie. Auch wenn wir diese Geschichten schon hundert Mal gehört hatten, wir konnten nie genug davon bekommen.

»Einer dieser Männer hieß Hrolf«, fuhr Tancred fort. »Sie nannten ihn den Geher, Ganger Hrolf. Er hieß so, weil er so groß war, dass ihn kein Pferd tragen konnte. Die Franken nannten ihn später Rollo, das kam ihnen leichter über die Lippen. Er war ein gewaltiger Krieger, der ein Gefolge von Teufelskerlen um sich sammelte und mit ihnen das weite Meer befuhr. Sie fielen in ein Land namens Frisia ein und erkämpften sich Beute, Sklaven und hübsche Weiber.«

Hierauf ließ Fressenda ein verächtliches Grunzen vernehmen. Doch Tancred schien es nicht zu stören.

»Im nächsten Jahr segelten sie zu den Küsten des Westens, wo die Angeln und Sachsen leben. Auch hier erging es ihnen ähnlich, so dass sie bei ihrer Heimkehr als Helden gefeiert wurden. Immer mehr Männer schlossen sich Rollo an.«

Tancred nahm einen Schluck Bier und rülpste genüsslich.

»Schließlich kamen sie an unsere Küsten und begannen, die Seine heraufzurudern, dort wo sie ins Meer fließt. Rollo gefiel, was er sah. Fruchtbare Land mit Flüssen voller Fisch und Wäldern reich an Wild. Auf den Feldern gedieh der Weizen, Schafe

und Rinder standen auf saftigen Wiesen. Rollo beschloss, sein Wanderleben aufzugeben und sich hier niederzulassen. Er und seine Gefährten unterwarfen das Volk und errichteten Befestigungen. Das konnte den Franken, denen das Land gehörte, nicht gefallen, und sie führten Krieg gegen Rollo. Charles der Einfältige war damals König. Obwohl er Rollo einmal sogar besiegte, konnte er ihn und seine Nordmänner doch nicht vertreiben, und am Ende schloss er einen Pakt mit ihnen. Sie durften das Land behalten, wenn sie es gegen andere Seeräuber verteidigten. Und dafür sollten sie ihm Gefolgschaft schwören. Zur Bekräftigung nahm Rollo Gisela, des Königs Tochter, zur Frau und ließ sich taufen. Danach sollte er als Zeichen seiner Huldigung, wie es bei den Franken üblich war, den Fuß des Königs küssen.«

Mit einem schelmischen Augenzwinkern hielt Tancred inne und steckte seine Nase in den Bierkrug. Kichernd stießen wir uns an, denn wir wussten schon, was nun kam. Nach einem kräftigen Schluck wischte er sich über die Lippen und nahm den Faden wieder auf.

»Nun, dem König den Fuß zu küssen, Herrgott noch mal, das war Rollo bei aller Liebe nun doch zu viel. Er befahl also einem seiner Männer, es für ihn zu tun. Auch dem widerstrebte dies. Doch Rollo bestand darauf. Da bückte sich der Kerl, packte des Königs Fuß und riss diesen so hoch an seine Lippen, dass der König rücklings in den Dreck stürzte.«

Bei diesen Worten johlten und kreischten wir immer vor Vergnügen, ganz gleich, wie oft wir die Geschichte schon gehört hatten. Roger sprang auf und machte gackernd beide nach, den Kerl, der den Fuß hochriss, und den König, der in den Dreck fiel. Jetzt lachte auch Fressenda und rief ihren Jüngsten zu sich, um ihn zu küssen und liebevoll über die glühenden Wangen zu streicheln.

»Und was lernen wir daraus, Männer?«, fragte Tancred.

»Ein Normanne beugt sich vor niemandem«, brüllten wir alle im Chor.

»So ist es«, lachte Tancred.

Natürlich wollten wir mehr hören, und es folgten einige der vielen Familienlegenden über den nordischen Krieger Hiallt, Tancreds Urgroßvater, der nach Rollos Tod ins Land gekommen war und Williame Langschwert, dessen Sohn, als Gefolgsmann diente. Ihm hatte Hiallt eines Tages bei der Jagd das Leben gerettet und dafür das Lehen erhalten, auf dem die Familie lebte. Hialtus Vila hatte er sein Dorf nach dem eigenen Namen benannt. Daraus wurde mit der Zeit Hauteville, je mehr die Normannen das Fränkische annahmen.

Ich beneidete die Hautevilles um ihre glorreichen Vorfahren. Und so rief ich plötzlich, als Tancred schon gähnte: »Und ich? Bin ich auch ein Nordmann oder ein Däne?«

Als alle mich anstarrten, wurde ich rot vor Verlegenheit.

»Du?«, sagte Humbert verächtlich. »Du bist ein Schweinehirt. Die kommen nicht aus dem Norden.«

»Selber Schweinehirt«, zischte ich und boxte ihm in die Rippen.

»Da hast du unrecht, Humbert, mein Sohn«, erwiderte Tancred. »Er ist als Geisel zu uns gekommen. Und Gilbert ist auch nicht sein richtiger Name.«

Die Jungen staunten. »Als Geisel?«

»Robert!«, brüllte Tancred. »Komm her und erzähl dem Jungen endlich, woher er stammt.«

»Vergiss es, Vater«, kam Roberts Antwort, der immer noch mit den Älteren würfelte. »Was sollen wir darüber reden. Der Mann ist längst tot.«

Robert kannte meinen Vater? Ich saß da wie versteinert. Meine großen Augen schienen Tancred zu dauern, denn er beugte sich vor und strich mir über den zerzausten Haarschopf.

»Er war ein Seefahrer, dein Vater, der mehrere Langschiffe mit Kriegern besaß. Die Seeräuberei zahlt sich heutzutage nicht mehr aus, aber manchmal kommen sie noch. Sein Lager am Strand wurde überfallen, und er musste ein Schiff zurücklassen, auf dem du und deine Mutter euch befandet. Du warst noch sehr klein. Ihr wurdet in jenes Dorf verschleppt, das sich Saint Croix nach dem Kreuz des Christengottes nennt, in der Hoffnung, dein Vater würde kommen und Lösegeld bieten. Davon hatte Robert gehört und beschlossen, dich selbst zu entführen. Er hat dann in den Häfen lange herumgefragt und nach deinem Vater gesucht. Ein wenig Lösegeld wäre uns allen gut bekommen, mein Junge, aber vergebens. Wir haben nie mehr von dem Mann gehört.«

Ich war überwältigt und konnte lange nichts sagen.

»Wie war sein Name?«, hauchte ich schließlich.

»Sven Langhaar soll er geheißten haben.«

»Bestimmt hat Robert sich getäuscht, und Gilbert ist doch nur ein Schweinehirt«, krächte Humbert.

»Vielleicht«, nickte Tancred. Dann zwinkerte er mir zu.

»Vielleicht ist er aber auch ein Dänenprinz.«

Ein Dänenprinz. Mein Herz schlug heftig. Er hätte mich nicht glücklicher machen können. In der Nacht konnte ich kaum schlafen. Ich sah mich als Krieger unter rauhen Gesellen auf dem Schiff meines Vaters ins Abenteuer segeln. Brynjarr Svensson, der unerschrockene Sohn des berühmten Seefahrers und Kriegsherrn Sven Langhaar. Starker Wein für einen Zehnjährigen. Selbst Humbert behandelte mich von nun an mit mehr Respekt.

Zwei Wochen später wurde Hauteville überfallen.

Diesmal waren es Onfroi und Godefroi, die etwas ausgefressen hatten. Wie die Furien kamen sie durch den Schnee galoppiert, verfolgt von einer Bande bewaffneter Reiter, und

nur im letzten Augenblick konnten sie sich in die Burg retten. Doch schon begannen die Verfolger, das Dorf zu plündern. Sie trieben Vieh zusammen und fingen die Pferde auf der Weide ein. Dann flogen Brandpfeile auf die holzgetäfelten Dächer.

»Ruht euch nicht aus«, knurrte Serlo den beiden noch atemlosen Brüdern zu. »Wir müssen sie sofort angreifen.«

Er warf sich in seinen Kettenpanzer und griff nach Schild und Speer. Drei Waffenknechte taten es ihm gleich.

Fressenda, mit wirrem Haar bis auf die Hüften, befahl den Knechten, auf die Dächer zu klettern, um das Feuer zu löschen. Die Frauen bildeten eine Kette, und Eimer mit Brunnenwasser wurden hinaufgehievt.

Auch Robert und Mauger wappneten sich hastig. Selbst Tancred ließ es sich nicht nehmen, eigenhändig den Besitz zu verteidigen. So stürmten sie aus dem Tor und warfen sich gegen ihre Feinde.

Es kam zu einem kurzen, aber heftigen Gefecht, bei dem trotz der Übermacht der Gegner die unbändige Wildheit und Entschlossenheit der Hautevilles rasch die Oberhand gewannen. Drei der Angreifer mussten ihr Leben lassen, bevor die Übrigen sich auf ihren Gäulen davonmachten. Leider war auch Tancred unter den Toten. Ein Pfeil hatte ihm die Kehle durchbohrt.

Lange trauerte ich um ihn.



Sven Langhaar.

Der Name sollte mir ein Lebtage lang im Kopf herumspuken. Prinz oder Schweinehirt, wer war ich wirklich? Wahrscheinlich nur der Sohn eines Kauffahrers, dem die Frau entlaufen war.

Und doch befeuerten Tancreds Worte meinen Geist und ließen mich nicht zur Ruhe kommen. Seinen Söhnen muss es ähnlich gegangen sein mit diesen Geschichten von großen Taten, von Kampf und Ehre, Wagemut und Eroberung. Tancred war einer, der von den alten Zeiten träumte, als entschlossene Männer sich noch Reiche schufen. Ganz gleich, wie sehr Fressenda versuchte, seinen Einfluss auszugleichen, alle zwölf waren von diesem Fieber angesteckt, Großes zu vollbringen.

Bei den Hautevilles gab es außer Burg und dem bisschen Land kaum etwas zu erben. Anstatt das wenige aufzuteilen, hatte man beschlossen, dass Serlo, der Älteste, alles übernehmen sollte. Die anderen würden sich bei einem großzügigen Herrn verdingen oder ihr Glück in der Fremde suchen müssen.

Williame und Drogo waren die Ersten, die Fressendas warmes Nest verließen. Das war schon kurz nach meiner Ankunft in Hauteville gewesen. Ihnen war zu Ohren gekommen, dass normannische Söldner im fernen Süden gern gesehen waren. Ein gewisser Normanne namens Richard Drengot sei für seine Kriegsdienste zum Grafen von Aversa aufgestiegen, so hieß es, und könne gute Männer gebrauchen. Wo dieses Aversa wohl lag, war keinem geläufig. In Italia hieß es. Angeblich sollte es dort warm sein, besser als das oft feuchtklamme Wetter in unseren Landen. Also waren die beiden in den Süden aufgebrochen. Wie es ihnen wohl ergangen sein mochte, fragte sich oft die Familie, doch Kunde kam lange Zeit keine.

Nach Tancreds Tod war Fressenda nicht mehr dieselbe. Sie schien oft abwesend, saß still da und starrte vor sich hin. An anderen Tagen machte sie uns verrückt mit endlosem Gerede und ihren Sorgen um Williame und Drogo. Sie vermisste sie, auch wenn es nicht ihre eigenen Söhne waren.

Sieben Jahre waren vergangen, da erreichten eines Tages fremde Krieger die Burg. Sie waren gut gewappnet und braun

gebrannt, mit von der Sonne gebleichten Haaren. Einen erkannten wir. Der war damals mit Williaume und Drogo geritten und hatte uns viel zu erzählen.

Er komme, um Grüße zu überbringen und Männer anzuwerben. Es sei den Brüdern gut ergangen. Bei den Fürsten der Lombarden hätten sie sich lange Zeit als Söldnerführer verdingt und mal auf dieser, mal auf jener Seite gekämpft. Sogar gegen die Sarazenen in einem Land, das sich Sicilia nannte. Inzwischen aber hätten sich die meisten Normannen in Italia zusammengeschlossen und Williaume zu ihrem Anführer gewählt. Williaume Bras-de-Fer nannten sie ihn jetzt. Nun, einen Arm wie Eisen hatte er schon immer gehabt. Und doch, wir waren alle erstaunt über das, was der Mann zu berichten hatte. Für einen Kerl, der den Tod nicht fürchtete, gebe es im Mezzogiorno, wie er den reichen Süden nannte, unzählige Städte zu plündern und Land zu erobern, von den hübschen Weibern gar nicht zu reden. Zum Beweis hatte er wertvolle Geschenke mitgebracht.

Dieser Mezzogiorno schien das gelobte Land zu sein. Besonders in Roberts Augen glitzerte es begehrllich, und er wollte alles bis ins Kleinste wissen. Der geht als Nächster, dachte ich bei mir. Doch es war zuerst Onfroi, der zwei Jahre später seinen Brüdern folgte.

Robert dagegen hatte etwas anderes gefunden, von dem er sich eine goldene Zukunft versprach. Er war als Reiterführer in den Dienst des mächtigen Seigneur de Creully getreten, Hamon Le-Dentu, so genannt, weil ihm wegen eines Schwerthiebs ein Teil der Lippen fehlte und dadurch die Zähne sichtbar waren. Diesem Baron hatte Robert sich durch Mut und Klugheit unentbehrlich gemacht. Außerdem war da noch eine Liebesgeschichte mit Hamons einziger Tochter, die Robert zu ehelichen hoffte.

Doch es sollte anders kommen.

Seit mehr als zehn Jahren hatte Unruhe in der Normandie geherrscht und offene Revolte gegen den jungen Herzog Willame den Bastard. Heute ist er König von England, aber damals missgönnten seine Vettern ihm den Herzogtitel, denn er war unehelicher Herkunft. Besonders im Bessin und im Contentin, wo die Hautevilles lebten, hatten die Aufrührer viele Anhänger. Die dortigen Barone hingen noch den alten Zeiten nach. Den Christenglauben und das Lehnswesen der Franken hatten sie eher halbherzig angenommen. Sie fühlten sich als freie Männer, die ihre Führer selbst erwählten. Sich einem halben Kind und noch dazu einem Bastard zu unterwerfen ging ihnen gegen den Strich. Auch Hamon Le-Dentu gehörte zu den Rädelsführern, und Robert Guiscard stand treu an seiner Seite.

Nach einem Mordversuch, dem der jetzt neunzehnjährige Herzog nur mit knapper Not entkam, waren die Fronten vollends verhärtet. Die Aufrührer fürchteten Willames Rache und begannen, ein gewaltiges Heer aufzustellen. Viel stand auf dem Spiel. Ein Sieg konnte Großes auch für Robert bedeuten.

Herzog Willame hatte ebenfalls gerüstet, doch es war ihm nicht gelungen, mehr als eine kleine Schar zusammenzukratzen. Sein Untergang schien besiegelt, als sein Lehnsherr, der Frankenkönig Henri, an der Spitze eines Heeres ihm zu Hilfe eilte.

Es war im August des Jahres 1047, einem ungewöhnlich heißen Sommer. Ich war gerade siebzehn Jahre alt geworden. Wochenlang hatte es nicht geregnet. Die Felder waren abgeerntet, der Boden hart und ausgetrocknet. In der Nähe von Caen sollte es zur entscheidenden Schlacht kommen. Das ganze Land schien den Atem anzuhalten. Wir warteten auf erlösenden Regen und auf Kunde von den Kämpfen.

An einem schwülen Nachmittag näherte sich ein Trupp von Kriegern, sechs Reiter und über zwei Dutzend Mann zu Fuß, die ihre Schilde auf dem Rücken trugen. Ich erkannte Robert und öffnete das Tor. Abgekämpft und aus mehreren Wunden blutend, ließ er sich aus dem Sattel gleiten. Den anderen Männern schien es nicht besser zu gehen. Viele trugen notdürftige Verbände.

»Was ist geschehen?«, fragte ich.

»Das siehst du doch«, herrschte er mich an. »Sie haben uns den Arsch versohlt.«

Fressenda und die anderen kamen aus dem Haus gelaufen.

»Robert«, rief sie und schlug entsetzt die Hand vor den Mund. »Du bist verwundet?«

Er legte den Arm um sie und humpelte an ihrer Seite in die Halle. »Halb so schlimm, Mutter. Mit Nadel und Zwirn bin ich bald wie neu. Kümmert euch um meine Männer. Da sind welche, die haben's nötiger als ich.«

Roger und ich halfen, ihn aus Kettenpanzer und Lederwams zu schälen. Robert hatte recht. Die Wunden an seinem Leib waren nur oberflächlich. Die an seiner Seele tiefer. Während sie ihn nähten und verbanden, goss er zwei Karaffen Wein in sich hinein, ohne ein Wort zu sagen.

»Nun rede schon«, brummte Serlo, seit langem das Oberhaupt der Familie.

»Wir waren so nah dran, verflucht«, ließ Robert endlich hören. »Hatten keine Mühe, durch ihre Linien zu stoßen, drangen sogar bis zum König Henri vor. Dem brach der Gaul unter dem Hintern zusammen, und mein Herr hätte ihn fast getötet. Das wäre der sichere Sieg gewesen.«

»Und was ging schief?«

»Dieser Verräter ist uns in den Rücken gefallen.«

»Wer?«

»Ralf de Tesson.«

»Hatte der nicht geschworen, William eighändig umzubringen?«

»Der Hundsfott hat es sich anders überlegt. Griff unsere Flanke mit hundertfünfzig Reitern an. Im Durcheinander wurde ich von Hamon getrennt, worauf des Königs Männer über ihn herfielen. Ich musste zusehen, wie sie ihn erschlugen. Der Feind gewann die Überhand, unsere Reihen brachen auseinander. Dann kopflose Flucht. An der Orne holten sie uns ein. Ihr könnt euch das Gemetzel nicht vorstellen. Das Mühlwehr ist von Leichen so verstopft, dass sich das Wasser staut.«

»Wie seid ihr entkommen?«

»Wir konnten uns im Wald verstecken.«

Nach seinem Bericht herrschte lange Stille, während Serlo sich den Bart strich und nachdachte.

»Du kannst hier nicht bleiben«, sagte er. »Williames Rache wird euch alle verfolgen. Bis zum letzten Mann. Die Burgen der Rädelsführer werden sie schleifen und ihren Besitz unter sich verteilen. Du warst Hamons rechte Hand und bist bekannt, vergiss das nicht. Sie werden kommen, Robert, und wenn sie dich finden, werden sie dich foltern und vierteilen.«

Fressenda stöhnte auf, als würde sie selbst gefoltert. Sie trat rasch an Roberts Seite und schlang die Arme um sein Haupt. »Er muss sich verstecken«, rief sie.

Serlo schüttelte den Kopf. »Soll er ein Leben lang vor Williames Häschern weglaufen?«

»Was schlägst du vor?«, fragte Robert, der sich sanft aus der Umarmung seiner Mutter befreite.

»Geh nach Italia. Bei unseren Brüdern bist du sicher.«

Zum ersten Mal, seit er heimgekehrt war, gönnte Robert sich ein dünnes Lächeln.

»In den Mezzogiorno, meinst du?«

»Du hast keine Wahl. Am besten gleich morgen bei Tagesanbruch.«

Robert nickte. Er brütete eine Weile vor sich hin.

»Meine Männer werden sicher mitkommen«, sagte er mit einem Seufzer. »Die sind jetzt genauso gesetzlos wie ich.«

»Ich gebe euch Wegzehrung mit. Und an Ausrüstung, was wir entbehren können.«

»Danke, Bruder.«

Mezzogiorno. Da war es wieder, das Zauberwort. Ich weiß nicht genau, was ich mir darunter vorstellte, aber es packte mich plötzlich eine unbeschreibliche Sehnsucht nach diesem Land.

»Ich komme mit!«, rief ich wild entschlossen. »Du kannst auf mich zählen, Robert.«

»Du?«, lachte er. »Was soll ich mit einem Schweinehirten?«

An seinem Lächeln sah ich, dass er mich nur necken wollte.

»Zusammen mit Roger habe ich reiten und kämpfen gelernt, das weißt du so gut wie ich.«

»Aber Waffen hast du keine.«

»Irgendwas wird sich schon finden«, beharrte ich.

Auf keinen Fall wollte ich mich jetzt abweisen lassen, nachdem der Gedanke in mir gerade so richtig Wurzeln geschlagen hatte.

»Na gut. Du kannst dich um die Pferde kümmern.«

»Danke, Robert.« Ich konnte mein Glück kaum fassen.

»Ich will auch dabei sein«, ließ Roger sich vernehmen.

Fressenda wurde rot im Gesicht und sah aus, als wollte sie ihm eine Mauschelle verpassen. »Auf keinen Fall«, schrie sie.

»Du bist viel zu jung.«

»Mutter! Ich bin fast so alt wie Gilbert.«

»Nein, nein, nein! Ich will kein Wort davon hören.«

»Mutter hat recht, Roger«, ließ Serlo sich vernehmen. »Und das ist das letzte Wort, hast du mich verstanden?«

Serlo konnte sehr bedrohlich wirken, wenn ihm der Sinn danach stand. Roger funkelte seinen Halbbruder zornig an. Dann lief er aus der Halle und schlug die Tür hinter sich zu, dass es bis ins Gebälk krachte. Er war so wütend, dass er sich nicht einmal von mir verabschieden wollte.

Dafür hatte ich jemand anderen zu verabschieden.

Denn in diesem heißen Sommer hatte mich der Blitz getroffen, *le coup de foudre*, wie man sagt. Sie hieß Gerlaine und war die Tochter des Schmiedemeisters. Nach der ersten Begeisterung über die bevorstehende Reise ernüchterte mich der Gedanke, sie verlassen zu müssen.

Ich rannte ins Dorf, um mit ihr zu reden. Ihre Mutter war vor wenigen Jahren verstorben, sie hatte keine Geschwister, und ihr Vater war ein griesgrämiger Graubart, der es nicht gern sah, wenn sie sich mit mir traf. Aber an diesem Abend war er nicht zu Hause, und so schlichen wir uns aus dem Dorf und auf die Felder. Am Waldrand setzten wir uns ins Gras und blickten in den Sonnenuntergang.

Ich hatte erwartet, dass sie über unseren Abschied Tränen vergießen würde, aber sie starrte nur versonnen über die abendliche Landschaft und sagte nichts. Bei Gerlaine wusste man nie, woran man war. Ich konnte nicht einmal sagen, ob sie mich wirklich liebte, obwohl sie an meinen Küssen Gefallen hatte und mich manchmal auf eine so seltsame Weise ansah, dass mir die Knie schwach wurden.

»Robert, dein Herr«, meinte sie nach einer Weile, »der wird es weit bringen.«

»Wie kommst du darauf?«

»Man spürt eine Kraft in ihm.« Sie hatte manchmal diesen Blick, als befände sie sich in einer anderen Welt und sähe Dinge, die sonst niemand wahrnehmen konnte. »Und er ist rastlos wie ein hungriger Wolf.«

Ich wusste, was sie meinte. Alle Brüder waren beeindruckende Männer, kraftvoll, lärmend, manchmal streitsüchtig. Aber Robert war noch anders. Er hatte etwas an sich, das Menschen in seinen Bann zog. Von ihm bemerkt zu werden oder gar ein Lob, dafür war man bereit, fast alles zu tun. Dann wieder gab es Momente, da fürchtete man sich vor ihm, denn sein Zorn konnte schrecklich sein. Und auch mit der anderen Bemerkung hatte sie recht. Er schien nie zufrieden, ein ewig Suchender.

»Bist du nicht traurig, dass ich fortgehe?«

Mit einem Ruck drehte sie den Kopf zu mir herum und starrte mich an, aus Augen so graugrün wie Morgennebel über den Feldern. Ihr Blick konnte einem durch Mark und Bein gehen.

»Nimm mich mit, Gilbert.«

»Aber das geht nicht ...«, stammelte ich wie vor den Kopf geschlagen.

»Wolltest du mich nicht heiraten?«

Mit siebzehn und im Überschwang der Gefühle, da redet man so manches unbedachte Wort. Verlegen kaute ich auf der Unterlippe, während sie mich spöttisch musterte.

»Keine Sorge. Heiraten musst du mich nicht. Nur mitnehmen sollst du mich. Ich bin es leid hier. Was gibt's denn schon in diesem Dorf? Irgendwann verkuppelt mein Vater mich mit einem dummen Bauern, der mir zehn Kinder macht. Entweder sterbe ich im Kindbett oder vor lauter Langeweile, während du deinen Spaß hast.« Sie ließ ihren Blick wieder in die Ferne schweifen. »Wie heißt das Land? Mezzogiorno? Was bedeutet das?«

»Mittag. Da, wo am Mittag die Sonne steht.«

Ich konnte nicht glauben, dass sie es ernst meinte. Ein junges Mädchen unter diesen rauen Kriegern? Ein ungeheuer-

licher Gedanke. Ich hatte mir die Kerle angesehen. Einige von denen machten einen ziemlich wüsten Eindruck.

»Gerlaine, du bist vollkommen verrückt.«

»Dann frag ich ihn eben selbst«, war ihre Antwort.

»Er wird es nicht erlauben.«

»Wir werden sehen.«

Als sie sich am nächsten Tag im Morgengrauen herausfordernd vor Robert aufstellte und rundheraus verlangte, sie mitzunehmen, starrte er sie erstaunt an. Dann ließ er seinen Blick an ihr von oben bis unten wandern. An seinem Gesichtsausdruck konnte man erraten, was in ihm vorging. Ein hübsches Mädchen war sie allemal. Und doch schien sie nicht besonders verwöhnt zu sein. Sie hatte gute Schultern, einen geraden Rücken, und ihre Füße steckten in soliden Bundschuhen. Sie trug einfache, etwas verschlissene Männerkleider und hatte einen Ranzen auf dem Rücken, das dunkle Haar unter einem Tuch versteckt.

»Kannst du kochen?«, fragte er.

Sie nickte. »Ebenso gut wie nähen und flicken.«

»Und dein Vater?«

»Der kommt erst in drei Tagen zurück. Bis dahin sind wir weit weg von hier.«

Sie blickte ihn ruhigen Auges an und ganz ohne Furcht. Ich glaube, Robert bewunderte ihren Schneid. Jedenfalls warf er mir einen belustigten Blick zu.

»Du bist verantwortlich für sie, Gilbert. Nicht, dass sie unterwegs schlappmacht.«

Dann lachte er schallend.

Wenig später brachen wir auf.

Das große Abenteuer hatte begonnen.